

Synagogen im Mittelalter und in der Neuzeit: ein Überblick zu Wandlungen und Kontinuität eines Typus der mitteleuropäischen Sakralarchitektur

von

Ulrich Knufinke

Angesichts der Fülle der Synagogenbauten und der gerade gegenwärtig zahlreichen neuen Forschungen kann hier keinesfalls ein erschöpfender Überblick über die Entwicklung der Synagogenarchitektur vom Mittelalter bis zum Barock gegeben werden, wenn es um Vollständigkeit der Beispiele, Analysen der historischen Umstände und Interpretationen des theologisch-symbolischen Gehaltes gehen soll.¹⁾ Es kann aber versucht werden, einer spezifisch architekturgeschichtlichen Frage nachzugehen: Läßt sich eine Typologie der Synagogenarchitektur beschreiben, deren Wandlungen auf einem zugrundeliegenden räumlich-funktionalen Kern zurückzuführen sind?

Es ist nur wenig darüber bekannt, wie die Vorbilder des spätantiken mediterranen Synagogenbaus in den Kulturraum des europäischen Mittelalters tradiert wurden: Erhaltene oder auch nur ergrabene Beispiele, die als „Bindeglieder“ zwischen der Antike und dem Mittelalter beschrieben werden könnten, wurden im deutschen Sprachraum bisher nicht entdeckt, wenn man von einer fragwürdigen Datierung der ersten mittelalterlichen Synagoge in Köln absieht. Dennoch ist eindeutig, daß sich die grundsätzliche funktional-räumliche Konzeption nicht änderte: Die Verkündigung des Gotteswortes inmitten einer Gemeinde und die Verwahrung des Wortes in Gestalt der Thorarollen blieben die wesentlichen funktionalen Merkmale der Synagoge.

Vielen mittelalterlichen Synagogen ist ihre Lage gemeinsam: Sie wurden inmitten der jüdischen Wohnviertel in Quartieren errichtet, die als „Judenhöfe“ bekannt waren. Damit waren die Synagogenbauten von der nichtjüdischen Umwelt abgeschirmt und konnten im Stadtbild kaum wirksam werden. Um die

Synagogen herum befanden sich hier oft weitere Gemeindeeinrichtungen wie das rituelle Bad, die Mikwe, oder ein Tanzhaus für nicht-religiöse Zusammenkünfte. Während die meisten jüdischen Gemeinschaften des Mittelalters einfache, kleine Saalbauten als Synagogen nutzten, konnten wohlhabende und große Gemeinden repräsentative Bauwerke errichten. Der Typus der zweischiffigen Synagogen, bei denen ein, zwei oder selten drei Mittelpfeiler den Raum in zwei Schiffe teilen, ist besonders auffällig, zumal zweischiffige Sakralräume bei christlichen Kirchen und Kapellen zwar vorkommen, aber seltene Ausnahmen bleiben.

Schon manche der frühen Synagogen aus der Zeit der Romanik gehören zu diesem zweischiffigen Typ. Die bekannteste ist die Synagoge in Worms, deren ältester Teil, die Mönnersynagoge, auf 1174/75 datiert ist (Abb. 1 und 2). Bis zu ihrer Zerstörung in der Zeit des Nationalsozialismus war sie die älteste fast ununterbrochen genutzte Synagoge Deutschlands, in der Nachkriegszeit wurde sie originalgetreu wieder aufgebaut. Der Bau zeigt sich aus drei Teilen zusammengesetzt: der größte ist der in Ost-West-Richtung gestreckte Männerbau des 12. Jahrhunderts, ein Saal von zwei Schiffen mit je drei kreuzgratgewölbten Jochen, im Winkel dazu steht die Frauensynagoge von 1212/13, ebenfalls zweischiffig, aber nur mit zwei Jochen. Nachmittelalterlich ist die sogenannte Raschi-Kapelle, ein Lehr- und Studierraum einer Jeschiwa.

Die Mönnersynagoge zeigt alle Merkmale des zweischiffigen Typs: Der Eingang befindet sich nicht in der Mittellachse oder wenigstens auf einer Schmalseite, wie es bei Kirchen und Kapellen angestrebt wurde, sondern im westlichen Joch einer der Langseiten. Die



Abb. 1: Worms, Ansicht der Synagoge von Norden mit dem Männereingang und der Frauensynagoge links (Photo: Simon Paulus, Fachgebiet Baugeschichte, Techn. Universität Braunschweig).

Abb. 2: Worms, Innenraum der Synagoge nach Osten (historisches Photo).

Bima mit dem Lesepult für die Thora steht zwischen den beiden den Raum teilenden Säulen. Vor der Ostwand befindet sich der Thoraschrein, der in späterer Zeit im Stil der Renaissance erneuert wurde. Die Rollen werden in einer Wandnische gelagert, eine leichte Auswölbung auf der Ostfassade macht ihre Position außen deutlich. Sitzplätze gab es ursprünglich entlang der Wände und um die Bima herum. Die zentrale Stellung der Bima ist das wesentliche Merkmal des Raums, sie wird betont durch die beiden mächtigen Säulen. Statt einer axialen Ausrichtung auf den Thoraschrein, der zunächst ja an Altäre christlicher Kirchen erinnert und daher eine solche Gestaltung nahelegt, ist der Raum eher auf den Weg der Thora im Gottesdienst bezogen: Die Rolle wird aus dem Schrein herausgenommen und in einer Art Prozession zum einen Aufgang der Bima gebracht, dann findet die Lesung, also der Höhepunkt des Gottesdienstes, im Zentrum des Raums und der Gemeinde statt. Anschließend bringt man die

Thora über die andere Treppe der Bima wieder zurück in den Schrein. Die jüngere Frauensynagoge besitzt einen eigenen Eingang, mit dem Männerbereich war sie ursprünglich nur durch kleine Sicht- bzw. Hörluken verbunden. Auch sie zeigt aber eine sorgfältige Gestaltung mit einer Mittelstütze und einem vierjochigen Kreuzgratgewölbe.

Um den geschilderten räumlichen Ablauf des Gottesdienstes zu ermöglichen, bedarf es aber nun keiner so hohen, steingewölbten und kunstvoll gearbeiteten Architektur. Es sind genuin architektonische Entscheidungen, die Gestalt und Wirkung der Synagoge bestimmen. Hohe, gewölbte und mehrgliedrige Räume sind Ausdruck eines gewissen Repräsentationsbedürfnisses, das man für ein Gotteshaus gern umsetzte. Die Idee, mit der Synagoge an das Haus Gottes, seinen Tempel in Jerusalem, anzuknüpfen, ist in Worms durch einen schriftlichen Hinweis verdeutlicht: Eine hebräische Inschrift der Säulenkapitelle verweist auf die

Säulen Jachin und Boas, die vor dem Salomonischen Tempel standen. Die Synagoge wird damit zu einer Erinnerung an diesen von Gott bestimmten Bau – eine Vorstellung, die bei zeitgenössischen Kirchen durchaus auch realisiert wurde.

Die klare architektonische Gliederung, die den Formen der Hochromanik der Zeit entspricht, sowie die Qualität der Steinmetzarbeiten legen nahe, daß die Synagoge von Baumeistern der Wormser Dombauhütte errichtet wurde. Juden war es im Mittelalter und in Deutschland oft bis ins 19. Jahrhundert hinein nicht gestattet, als Bauleute zu arbeiten. Gleichwohl zeugt der Wormser Bau davon, daß die jüdische Gemeinde in ihrer Blütezeit den Anspruch hatte, ein Gotteshaus auf dem höchsten baukünstlerischen Niveau der Zeit zu errichten.

Ein spätromanisches, schon mit gotischen Elementen durchsetztes Bauwerk war die Synagoge in Regensburg, entstanden im 13. Jahrhundert. Durch zwei Stiche Albrecht Altdorfers, die den nach der Vertreibung der Juden aus der Stadt zum Abriß bestimmten

Bau 1518 zeigen, können wir uns ein gutes Bild der hochmittelalterlichen Synagoge machen (Abb. 3). Grabungen der letzten Jahre haben ermittelt, daß Altdorfer den Raum nur hinsichtlich des regelmäßig rechteckig erscheinenden Grundrisses idealisierte, der in Wirklichkeit zur Westseite deutlich schmaler wurde. Auch in Regensburg ist die Männersynagoge ein zweischiffiger Raum, den gegurtete Kreuzgratgewölbe überdecken. Anders als bei den meisten Bauten des zweischiffigen Typs teilen hier aber drei Säulen die beiden Schiffe. Der steinerne Aufbau der Bima muß daher außermittig zwischen den beiden westlichen Säulen aufgestellt werden.

Die bekannteste mittelalterliche Synagoge ist wahrscheinlich die Altneuschul in Prag (Abb. 4). Ihr Kernbau ist die rechteckige Männersynagoge mit den charakteristischen Stufengiebeln, errichtet um 1300. Sie folgt dem Schema, das mit Worms beschrieben war: Der sehr steil proportionierte Raum wird durch zwei Mittelpfeiler in zwei Schiffe geteilt, die ein Rippengewölbe überdeckt. Die rechteckige Bima, ein Metallaufbau auf einem Podest, ist zwischen die beiden Pfeiler gestellt, der Tho-

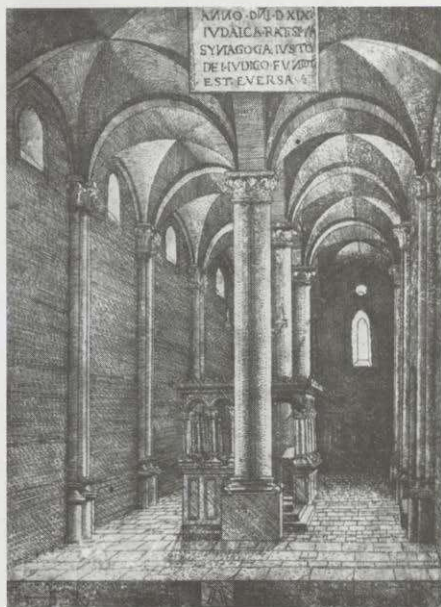


Abb. 3: Regensburg, Innenraum der Synagoge nach Osten 1518 (Stich von Albrecht Altdorfer, 1518).
Abb. 4: Prag, Ansicht der Synagoge von Nordwesten (Photo: Knufinke 2004).

raschrein steht unter einem Oculus vor der Ostwand. Sitzbänke umlaufen die Wände und die Bima. Dieser Kernbau ist auf drei Seiten von vergleichsweise niedrigen Umbauungen umgeben: auf der Südseite eine Vorhalle für die Männer und weitere, von der Gemeinde genutzte Räume, auf der Nord- und Westseite ein Bereich für die Frauen. In Prag sind noch heute die schmalen Sicht- oder besser: Hörschlitze erhalten, die den Frauen ein Verfolgen des Gottesdienstes gestatten. Die in Worms und ähnlich in Speyer zu findenden

großen, eigenständigen Baukörper für die Frauensynagogen wurden als Gestaltungsidee offenbar nicht weiter verfolgt: Eine der späten großen mittelalterlichen Synagogen in Krakau-Kasimierz, im Kern um 1400 errichtet, verzichtete darauf ebenso wie die späteren Bauten der frühen Neuzeit.

Erst seit wenigen Jahren wird eine der ältesten baulich erhaltenen Synagogen Deutschlands eingehend erforscht. Die mittelalterliche Synagoge Erfurts, gelegen im histori-



Abb. 5: Erfurt, Ansicht der Synagoge von Nordwesten (Photo: Knufinke 2005).

schen Zentrum der Stadt und über Jahrhunderte dicht umringt von Wohn- und Geschäftshäusern, war nach den Vertreibungen des späten Mittelalters nicht abgerissen worden (Abb. 5). Sie diente rund 600 Jahre lang verschiedenen Zwecken, zuletzt, bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts, als Ballsaal. Erst nach der Wende von 1989 und mit der Restaurierung des Stadtkerns trat zutage, daß hier eines der wichtigsten jüdischen Baudenkmale Deutschlands erhalten ist. Die ältesten Teile der Synagoge stammen aus dem 12. Jahrhundert, kenntlich an romanischen Fensteröffnungen. Später, in gotischer Zeit, wurde der Steinbau erheblich erweitert, so daß er sich heute als rechteckiger Baukörper mit Satteldach zeigt. Trotz ihrer Größe ist die Synagoge nicht durch Pfeiler in zwei Schiffe geteilt, ein Holztonnengewölbe überdeckte den geräumigen und hohen Saal.

Synagogen des Saaltyps waren weit verbreitet, und man kann annehmen, daß sie weitaus häufiger vorkamen als der zweischiffige Typ. Einige wenige weitere Beispiele des Saaltyps sind noch erhalten: Zweijochige, kreuzrippengewölbte Säle des 13. und 14. Jahrhunderts gibt es zum Beispiel in Miltenberg, in Rufach im Elsaß, in Korneuburg in Österreich und im ungarischen Sopron. Der Saaltyp war also im gesamten Bereich des aschkenasischen Judentums anzutreffen.

Durch die Pogrome und Vertreibungen des späten Mittelalters war die Tradition des Synagogenbaus in Deutschland weitgehend abgebrochen. Jüdische Gemeinschaften gab es nur noch wenige, vor allem in kleinen, ländlich geprägten Orten. Gottesdienste in eigens errichteten Synagogenbauten abzuhalten war bis ins 17. Jahrhundert eine seltene Ausnahme, man traf sich zumeist in als Betsäle eingerichteten privaten Räumen. Bauliche Reste dieser Synagogen und Betsäle sind nur wenige erhalten, so daß eine Beschreibung dieser Räume kaum möglich ist.

In anderen Regionen Europas wandelten sich die Synagogen dagegen im Zuge der allgemeinen Architekturentwicklung: In Italien entstanden Bauten der Hochrenaissance und des Barock, ebenso im polnischen Bereich, wohin sich viele aschkenasische Juden retten

konnten. Gerade in Osteuropa nahm die räumliche Gestaltung einen besonderen Weg: Sogenannte Neun-Joch-Synagogen, bei denen vier Säulen den quadratischen Raum in neun Gewölbeeinheiten mit zentraler Bima gliedern, entwickelten sich zum eigenständigen Typus. Daraus hervorgehend entstand der Typ der „Stützbima-Synagoge“, bei der ein mächtiger Pfeiler inmitten des Raums die Gewölbe trägt, der aber so ausgebildet ist, daß die Bima in ihn eingebaut ist. Einflußreich auf den westlichen aschkenasischen Synagogenbau war auch die große Synagoge der sephardischen Gemeinde in Amsterdam, die Esnoga, deren Bau im späten 17. und im 18. Jahrhundert als die prächtigste Synagoge Westeuropas galt.

Die ersten größeren neuzeitlichen Synagogen in Deutschland zeigten sich dagegen ausgesprochen konservativ, geradezu so, als wollte man mit den gewählten architektonischen Formen die Kontinuität mit der glänzenden Epoche des Mittelalters beschwören.

Ein frühes, allerdings schon im 19. Jahrhundert für einen Neubau abgerissenes Beispiel ist die Synagoge in Fürth, wo sich seit der Frühen Neuzeit eine der bedeutendsten Gemeinden Süddeutschlands gebildet hatte. Die Synagoge entstand wohl 1617, ihre Gestalt ist in mehreren Stichen des 18. Jahrhunderts überliefert (Abb. 6 und 7). Schon die Lage der Synagoge als freistehender Bau inmitten eines Hofes im jüdischen Viertel der Stadt erinnert an die „Judenhöfe“ des Mittelalters. Ebenso die Architektur des Gebäudes: Die Synagoge ist ein rechteckiger Steinbau mit Satteldach, ihre Fassaden gliedern Strebpfeiler, zwischen denen hohe Fenster angeordnet sind. Auf der östlichen Giebelseite tritt ein halbhoher Vorbau hervor, darüber ist ein Rundfenster angeordnet. Was zunächst sehr symmetrisch erscheint, ist es bei näherem Hinsehen nicht: Firstlinie, Rundfenster und Vorbau sind zwar in einer Achse aufgebaut, doch die linke, südliche Hälfte des Dachs ist deutlich flacher und weiter herausgeschoben als die rechte. Sogleich erkennt man auch, daß zwischen den beiden linken Strebpfeilern nicht ein hohes, sondern zwei übereinander stehende, kleinere Fenster an-



Abb. 6: Fürth, Ansicht der Synagoge von Osten um 1700

(Stich von Böhner, 1705).



Abb. 7: Fürth, Inneres der Synagoge nach Osten um 1700

(Stich bei Paul Christian Kirchner: Jüdisches Ceremoniell, 1734).

geordnet sind. Eine solche Asymmetrie ist bei den beschreibbaren mittelalterlichen Synagogen nicht zu beobachten.

Beim Blick ins Innere erklärt sich diese eigenartige Gestaltung: Der Saal wird von einem weit gespannten Kreuzgewölbe über-

deckt, dessen Schubkräfte von den Strebe-
pfeilern der Fassaden aufgenommen werden
müssen, wie es bei gotischen Konstruktionen
geläufig ist. Während man links in den Schild-
bögen des Gewölbes und in der Ostwand die
hohen Fenster wiederfindet und im Gewölbe-
scheitel das Rundfensterchen, so erkennt man
rechts große, in zwei Geschossen übereinan-
derliegende, vergitterte Öffnungen. Dahinter
verbergen sich die Räume der Frauen. Die
Bima in der Mitte ist als Pavillon gestaltet,
stilistisch folgt sie der späten Renaissance,
doch die Konzeption der Bima als Podium
mit durchbrochenem Aufbau entspricht den
mittelalterlichen Vorbildern, wie wir sie in
Worms oder Regensburg gesehen haben. Der
Thoraschrein ist als sog. Adikula ausgebildet,
also als ein rahmender Aufbau aus Säulen,
die ein Gebälk und einen Giebel tragen. Die
Plätze der Frauen sind seitlich in zwei Etagen
angeordnet, große Korbbogenöffnungen, die
allerdings durch Holzgitter verschlossen sind,
ermöglichen schon eine deutlich bessere Teil-
nahme der Frauen am Gottesdienst der Män-
ner, doch bleiben sie räumlich vom Haupt-
raum ausgeschlossen: Die architektonische
Einheit des Männerraums wird, wie bei den
mittelalterlichen Synagogen, nicht gestört.

Ein ähnliches Bauwerk der sogenannten
„Nachgotik“, also des Wiederaufgreifens mit-

telalterlicher Bauformen während der Re-
naissance und des Barock, entstand 1711 in
Frankfurt am Main, entworfen von Daniel
Kaiser (Abb. 8). Nach einem Brand errichtete
man dort an der Stelle einer älteren, wahr-
scheinlich ähnlich gestalteten Synagoge einen
Neubau im Zentrum der Judengasse. Dadurch
daß das jüdische Viertel von den christlichen
Wohnquartieren abgeschlossen war, konnte
die Synagoge hier sogar direkt in der Stra-
ßenfront stehen. Außen schlicht gehalten, bie-
tet sich innen ein ähnliches Bild wie in Fürth:
Hier sind die Frauenemporen noch deutlicher
vom Saal getrennt, wie im Mittelalter lassen
nur kleine Schlitze ein Verfolgen des Män-
nergottesdienstes zu. Als sei es ein Bauwerk
aus mittelalterlicher Zeit, setzen die Rippen-
gewölbe auf Diensten an, der Bau ist also ein
Vertreter der sogenannten „Nachgotik“, einer
Architektur, die bis ins 17. Jahrhundert, als
der Barock längst Einzug gehalten hatte, go-
tische Entwurfskonzepte weiter verfolgte

Das Raumschema der Fürther und der
Frankfurter Synagoge, ein rechteckiger Saal
mit räumlich streng ausgeschiedenen, seitlich
begleitenden Bereichen für Frauen, wurde
noch lange tradiert, während man sich den
dann moderneren stilistischen Vorstellungen
anpaßte. In Memmelsdorf ist ein Beispiel aus
der Zeit des Hochbarock gut erhalten und mu-



Abb. 8: Frankfurt am Main, Inneres der Synagoge nach Osten um 1700 (Stich bei Richard Krautheimer: *Mittelalterliche Synagogen*. Berlin 1927).

Abb. 9: Memmelsdorf i. Ufr., Inneres der Synagoge nach Osten (Photo: Knufinke 2006).

seal zugänglich, der Sandsteinbau entstand 1726 (Abb. 9). Im Tschechischen Besdružice (Weseritz) steht heute der wahrscheinlich letzte erhaltene Bau der böhmischen Gruppe dieses Typs. Die Bauten dort zeichnen sich dadurch gegenüber den deutschen Barocksynagogen aus, daß der Hauptraum von einem Muldengewölbe überdeckt ist. Die Synagoge in Besdružice wurde erst 1812 errichtet.

Auch wenn der Typus der Synagoge aus rechteckigem Saal mit seitlichen Frauenbereichen in zwei Geschossen bis ins 19. Jahrhundert weiter verfolgt wurde, mußte seine äußere Erscheinung, die notwendig eine gewisse Asymmetrie nach sich zog, dem Wunsch nach architektonischer Symmetrie zuwiderlaufen. Schon bei der Fürther Synagoge zeigt sich,

daß der unbekannte Architekt die Asymmetrie zu überspielen versuchte: Statt dem Frauenbereich wie im Mittelalter eine eigene baukörperliche Gestalt zuzuweisen, bemühte er sich, ihn unter das große, nur eben leicht verschobene Dach zu zwingen, um der Synagoge den Anschein eines einheitlichen Körpers zu geben. Vor allem dort, wo Synagogen repräsentative Bauwerke wohlhabender Gemeinden werden sollten, deren Eliten sich an den barocken Höfen bewegten, war eine derart „unklassische“, den Regeln der damaligen Architektur widersprechende Erscheinung nicht angemessen.

Gleichzeitig mit der vergleichsweise alttümlichen Synagoge in Frankfurt von 1711 wurde in Halberstadt zwischen 1709 und

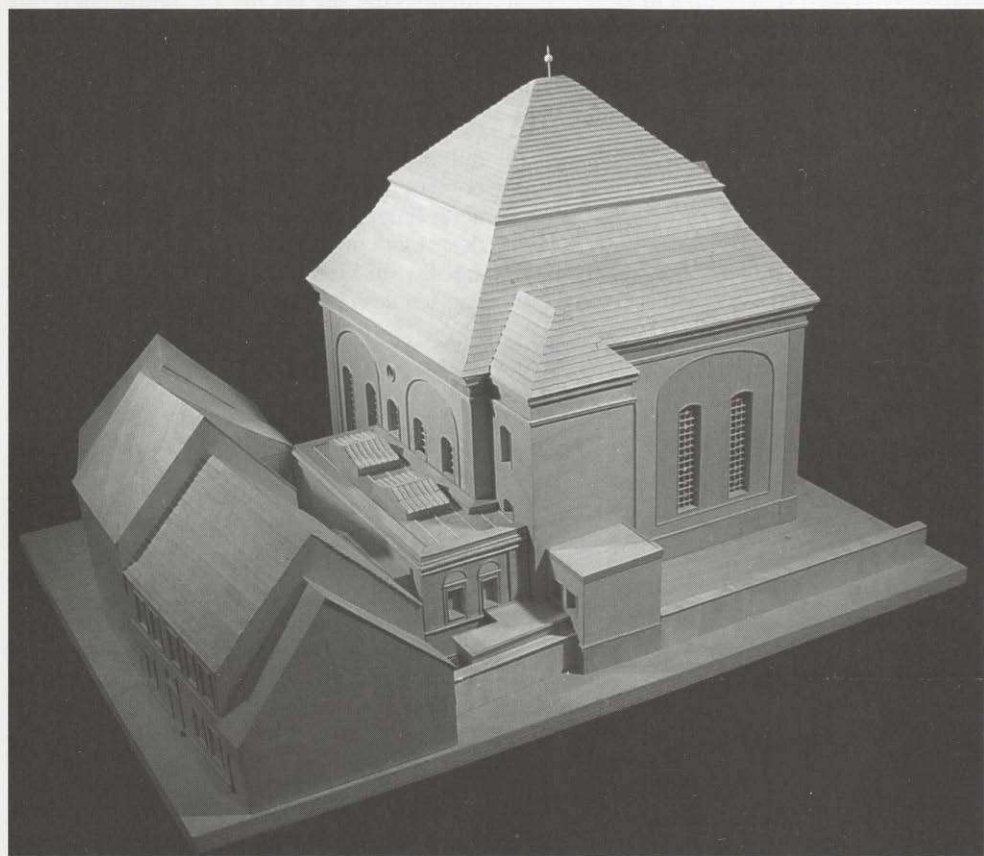


Abb. 10: Halberstadt, Ansicht der Synagoge von Süden, Zustand nach 1879 (Modell: Fachgebiet Bau-geschichte, Techn. Universität Braunschweig).

1712 ein Neubau errichtet, der vielleicht das früheste Beispiel eines neuen Typs in Deutschland ist (Abb. 10–12). Im damals brandenburgisch-preußischen Halberstadt lebte mit Berend Lehmann einer der einflußreichen jüdischen Bankiers dieser Zeit, er und seine Familie versorgten nicht nur den preußischen Hof mit Finanzmitteln, sondern auch den sächsischen unter August dem Starken und einige andere absolutistische Herrscherhäuser. Berend Lehmann kannte also die fortgeschrittenste höfische Architektur seiner Zeit, zugleich war er offenbar ein tief religiöser Mensch, der den jüdischen Glauben durch Studium und Lehre zu stärken suchte.

Die Synagoge stand auf einem Hofgrundstück in einem überwiegend von Juden bewohnten Viertel der Stadt. Das Bauwerk war von einer geschlossenen Reihe von Vorderhäusern umgeben, sein steiles Dach überragte diese Bebauung aber deutlich, so daß die Synagoge dennoch im Stadtbild zu erkennen war. Die später typischen Elemente des barocken Synagogenbaus des deutschsprachigen Raums sind bei diesem Bauwerk zu finden: Der steinerne Baukörper erhob sich über einem etwa quadratischen Grundriß. Sein Äußeres war schlicht gehalten, auf jeder Seite faßten zwei große, korbbovig geschlos-

sene Lisenen je zwei hohe Segmentbogenfenster zu einer Einheit zusammen. Auf einem knappen, umlaufenden Gesims ruhte das mächtige Mansardwalmdach.

Hohe Fenster sorgten innen für einen hellen Raumeindruck, zahlreiche Kronleuchter beleuchteten den Saal bei den abendlichen Gottesdiensten. Der Thoraschrein auf der Ostseite war durch Säulen und Gebälke in zwei Geschosse gegliedert, Säulen faßten im oberen Bereich das ‚auf Jerusalem‘ gerichtete Fenster ein, das wir als Rundfenster schon bei den mittelalterlichen Synagogen regelmäßig antreffen konnten. In der Mitte des Raumes befand sich die achtseitige Bima. Eine wesentliche Neuerung ist die Gestaltung des Bereichs der Frauen. Sie fanden ihren Platz auf einer zweigeschossigen Empore auf der Westseite des Raumes. Ein flaches, mit Stuck verziertes und mit Bildern der Geräte des salomonischen Tempels bemaltes Muldengewölbe überdeckte den Raum. In der Mitte über der Bima war eine Kuppel aufgesetzt, die – vielleicht als Hinweis auf den Paradiesgarten – mit Palmen ausgemalt war.

Kurz nach dem Halberstädter Bau wurde 1714 in Berlin in der Heidereutergasse eine weitere große Barocksynagoge errichtet. Das

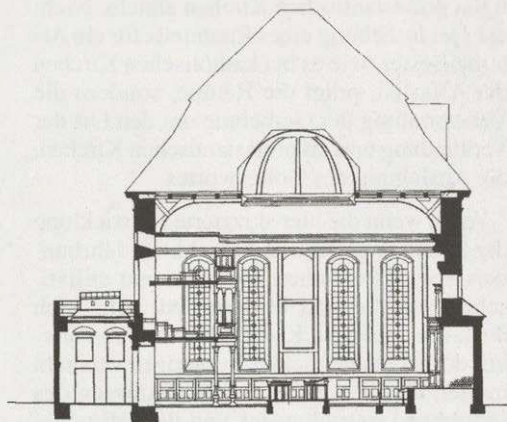
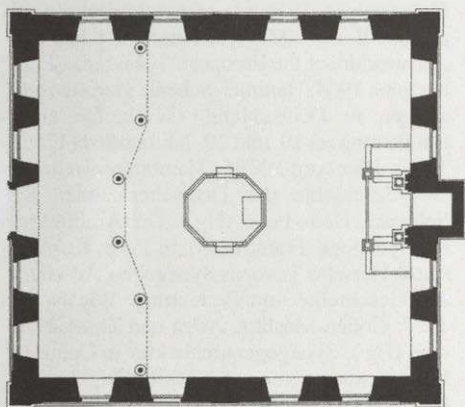


Abb. 11: Halberstadt, Grundriß der Synagoge im ursprünglichen Zustand (Umzeichnung: Fachgebiet Baugeschichte, Techn. Universität Braunschweig).

Abb. 12: Halberstadt, Schnitt durch die Synagoge nach Norden nach einem Umbau von 1879 (Umzeichnung: Fachgebiet Baugeschichte, Techn. Universität Braunschweig).

Gebäude hatte reicher gegliederte Fassaden als das Halberstädter, das Innere war ihm aber mit hohen Segmentbogenfenstern, Mulden gewölbe und zweigeschossigem Thoraschrein recht ähnlich.

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts folgten viele Synagogen dem Schema eines annähernd quadratischen Bauwerks mit Thoraschrein im Osten, Bima in der Mitte und Empore im Westen, zum Beispiel auch die erhaltenen Synagogen in Veitshöchheim von 1727–30 und in Ansbach von 1744/45 (Architekt: Leopold Retti). Es erfüllte die räumlichen Anforderungen an eine aschkenasische Synagoge besonders gut: Die Zentralisierung auf die Bima entspricht der Bedeutung der Verlesung der Thora als Mittelpunkt des Gottesdienstes, die Gemeinde der Männer konnte sich auf sie konzentrieren. Der Frauenbereich wurde traditionsgemäß durch Gitter oder Vorhänge den Blicken der Männer entzogen, dennoch sollte Teilnahme der Frauen am Gottesdienst möglich sein. Die innere Staffelung der funktionalen Einheiten entlang einer durchgehenden Symmetrieachse von Westen nach Osten erlaubt es zudem, das Äußere der Bauwerke ebenfalls axialsymmetrisch und als einheitliche Baukörper zu gestalten, wie es das Ideal der neuzeitlichen Architektur war.

Die funktionale Verwandtschaft läßt die barocken Synagogen dieses Typs den gleichzeitigen protestantischen Kirchen ähneln: Nicht die Heraushebung eines Raumteils für ein Allerheiligstes, wie es bei katholischen Kirchen der Altar ist, prägt die Räume, sondern die Versammlung der Gemeinde um den Ort der Verkündung und, in protestantischen Kirchen, die Auslegung des Gotteswortes.

Auch wenn die hier skizzierte Entwicklung der Synagogen vom 12. bis zum 18. Jahrhundert von historischen Brüchen und stilistischen Wandlungen begleitet ist, zeigt sich doch eine gewisse Kontinuität: Die Architektur der aschkenasischen Synagogen versucht immer, den liturgischen Erfordernissen des jüdischen Gottesdienstes und der religionsgesetzlichen Vorgaben gerecht zu werden, die sich in dieser Zeit vergleichsweise wenig wandelten: Der Thoraschrein vor der Ostwand und die Bima im Zentrum der Gemeinde sowie ein

ausgesonderter Bereich für Frauen sind einerseits funktionale Konstanten, sie bergen in sich aber andererseits einen gewissen räumlichen Konflikt: Der Thoraschrein und die Bima bilden zwei Pole, die Bewegung des Gottesdienstes zwischen diesen Zentren erfordert eine spannungsreiche Gestaltung des Raums. Um diesen sogenannten „synagogalen Raumkonflikt“ zu lösen, fanden und finden die Baumeister und Auftraggeber der Synagogen immer neue Lösungen, die jeweils neuen Typen erweisen sich eher als Rückungen innerhalb einer Typologie denn als neue Erfindungen. So gibt die Baugattung Synagoge wie kaum eine andere einer architekturhistorischen Betrachtung Raum, die auf der Grundlage räumlich-funktionaler Konstanten die Wandlungen der architektonischen Gestaltung besonders deutlich werden läßt.

Anmerkung:

- ¹⁾ Verwiesen sei an dieser Stelle auf einige wenige grundlegende Publikationen: Grotte, Alfred: Beiträge zur Entwicklung des Synagogenbaues in Deutschland, Böhmen und im ehemaligen Königtum Polen vom XI. bis zum Anfang des XIX. Jahrhunderts. Berlin 1915; Krautheimer, Richard: Mittelalterliche Synagogen. Berlin 1927; Wischnitzer, Rachel: The Architecture of the European Synagogue. Philadelphia 1964; Hammer-Schenk, Harold: Synagogen in Deutschland. Geschichte einer Baugattung im 19. und 20. Jahrhundert (1780–1933). Hamburg 1981 (= Hamburger Beiträge zur Geschichte der Deutschen Juden 8); Schwarz, Hans-Peter (Hg.): Die Architektur der Synagoge. Frankfurt/Main 1988; Krinsky, Carol-Herselle: Europas Synagogen. Architektur, Geschichte und Bedeutung. Wiesbaden 1997; Cohen-Mushlin, Aliza und Thies, Harmen (Hg.): Synagogenarchitektur in Deutschland. Dokumentation zur Ausstellung. Petersberg 2007 (= Schriftenreihe der Bet Tfila-Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa 5); Keßler, Katrin: Ritus und Raum der Synagoge. Petersberg 2007; Paulus, Simon: Die Architektur der Synagoge im Mittelalter. Petersberg 2007.